

Seestück – Sehstück

Eröffnungsrede zur Ausstellung „Glissando“

Selten wohl ist eine Ausstellung im Wewerka-Pavillon derart geglückt wie Monika Di Donatos Installation „Glissando“. Das Bauwerk schon ist ja kein Ausstellungsraum im üblichen Sinne, kein neutraler Fond für eine mehr oder weniger ortsunabhängige Kunstinszenierung, sondern selbst bereits ein Kunstwerk, eine Skulptur; und angesichts dieser Vorgabe zu operieren und seinen eigenen Platz zu bestimmen und zu behaupten, ist keine leichte Aufgabe. Den Ort zu thematisieren, dem Genius loci nachzuspüren, das ist durchaus der Anspruch der Ausstellungsreihe der Kunstakademie Münster. Dies kann aber nicht bedeuten, nur eine Interpretation der „Rahmenbedingung“ Wewerka-Pavillon anzubieten, also letztlich dienender Funktion den Kunstraum aus allen Umdekorierungen und Tapetenwechseln als unantastbare Größe hervorgehen zu lassen; vielmehr ist eine Dialogform gesucht, die im Zusammenspiel beide Partner ins rechte Licht setzt und zu Gehör bringt, einander bedingend wie Ruf und Echo. Und gerade dies leistet Monika Di Donatos Werk auf exemplarische Weise. Warum, wodurch?

Der Schauraum ist aufgrund der gläsernen Wände ein Stück „Glasarchitektur“, wie es einen Paul Scheerbarth oder die Mitglieder der „Gläsernen Kette“ (die Brüder Taut und Luckhardt etc.) begeistert haben müsste, und, im Hinblick auf die Funktion, so etwas wie eine große Vitrine. Und diese Vitrine – oder sollte ich sagen: in dieses Aquarium? – fügt Monika Di Donato eine Arbeit, die mit der Architektur harmoniert, als seien beide füreinander geschaffen – je eigentümlich und zugleich eines. Die Skulptur reflektiert in des Wortes doppelter Bedeutung die gläsern-transparente Beschaffenheit der Raumphülle, die Wölbungen der Deckenkonstruktion, ja sogar die Licht-Kinetik der künstlichen Beleuchtung (auf die aber jetzt zugunsten des wechselnden natürlichen Lichts verzichtet wird.) Das Bauwerk des Stefan Wewerka spiegelt sich im skulpturalen Werk von Monika Di Donato – und umgekehrt; die Bilder gehen ineinander über, verschmelzen, sie steigern sich, sie setzen einander Glanzlichter auf. Aber wie ist das gelungen?

Eine Beschreibung des Werks auf materieller Ebene muss vergleichsweise profan anmuten: Die Künstlerin hat ihre Plastik zur Gänze aus Polyethylen-Frischhaltefolie, wie sie im Haushalt verwendet wird, manuell geformt, aus 23,5 km dieser 30 cm breiten, sich selbst verklebenden Folie. Über einen Kern kokonartig gewickelt, sind insgesamt 3362 Quader mit der Grundfläche von 23 – 23 cm und den unterschiedlichen Höhen von 7 bis 39 cm entstanden, die nun vollständig – und damit unbetretbar – den gesamten Fußboden des Pavillons besetzen, 41 x 82 Kuben auf 9,25 x 18,60 m. So einfach ist das und so schwierig zugleich. Solch immense Leistung lässt mir das Wort vom sprichwörtlichen Bienenfleiß in den Sinn kommen, nicht zufällig, denn an bienenwabenartige Bildungen wird man sicherlich gleich sich erinnern fühlen; sowohl im Strukturellen als auch in der Versehrbarkeit des durchscheinenden Materials gibt es Analogien. Naheliegend sind aber auch Vergleiche mit pflanzlichen Zellkulturen, und ebenso sicher ist, dass hier Verfahren zur Anwendung kommen, die industriell-serieller Produktion entstammen, zumal jedoch Architektur charakterisieren, wenn Stein auf Stein, Glasbaustein an Glasbaustein, Fliese an Fliese, Kassette an Kassette oder Dachschindel an Dachschindel sich fügt.

So changieren die „Mosaiksteine“ Monika Di Donatos zwischen Natürlichkeit, individueller Handwerklichkeit und Technizität, zwischen organischer und anorganischer Organisation.

Aber auch Reprotechniken und künstliche Bildwelten kommen ins Spiel: von den Rasterpunkten und Zeilen des gedruckten Bildes bis hin zu den in binären Codes aufgelösten Bildern des Fernseh-oder Computer-Bildschirms. Auf künstlerischer Ebene mag man Verbindungen und Verwandtschaften entdecken zu seriellen Kompositionstechniken, wie sie in Victor Vasarelys oder Bridget Rileys Op-Art-Gemälden, in Carl Andres Bodensculpturen oder in minimalistischer Musik anschaulich werden, wo gleichfalls aus kaum differenten Einzelementen differenzierte, bewegt bewegende Zusammenhänge gestiftet werden.

Was Monika Di Donato ins Bild setzt, sind aber ja nicht bloße Verfahrensweisen. Wenn das Technische und Materiale nicht aufginge in einen Sinnzusammenhang, der die povere Stofflichkeit transzendierte, so wäre dies alles nur eben ein respektabler Gewaltakt. Was uns aber vor Augen steht, ist die Momentaufnahme einer in Bewegung geratenen Welt, die kristallin „eingefroren“ anmutet wie im Dornröschenschlaf. Wassermassen scheinen den Pavillon zu durchströmen, doch die Flut, der gleichmäßig wogende Wellengang kommt für einen Augenblick zum Stehen, als seien die Naturgesetze außer Kraft gesetzt. Ausschnitthaft zwar wie ein Meer im künstlichen Wellenbad, ist dies Stück See, dies „See-Stück“ doch endlos fortsetzbar wie das Meer in Caspar David Friedrichs berühmten Bild, wo der Mönch dem Grenzenlosen und Entgrenzten gegenübersteht. Stehend-bewegte Bilder des Meeres: man kennt sie, von Courbets Wellenbergen bis zu Feiningers kubistisch-geometrischen Kristallwelten gehören sie zum festen Bestand unseres imaginären Museums. Stets aber dies bislang illusionistische Bilder, nur flächig, nie dreidimensional. Das paradox Ausschnitthafte-Segmentierte kennen wir von Magrittes Wolken-Kuben; und die Pittura metafisica Giorgio de Chiricos hat (mit den Bildserien der Bäume im Zimmer und der Möbel im Tal von 1927) bereits Innen- und Außenraum gleichsetzen oder vertauschen können. Aber dies hier ist nicht nur surreal, sondern ist es auch und nur unter anderem. Vielmehr gelingt Monika Di Donato ein grün schimmernd-gleißendes und gläsern anmutendes Raumbild, ein liches, nuancenreiches, transparentes Erscheinungsbild zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, das, in und zwischen der umgebenden Landschaft, zwischen erster und zweiter Natur, zwischen Naturform und Kunstform, den Boden der Tatsachen schwanken macht, ins Schwimmen geraten lässt und die Verhältnisse zum Tanzen bringt (wie Karl Marx sagte).

Architektur wurde bisweilen als „gefrorene Musik“ bezeichnet. Hier ist sie es, unübersehbar, unüberhörbar. „Glissando“ ist, wie es sich hier darstellt, ein kostbares aquarellhaftes Gebilde von halluzinatorischer Musikalität und Faszinationskraft, traumhaft schön.

Timm Ulrichs